

## Politische Erinnerungen und Bekenntnisse sozialdemokratischer Nachkriegspolitiker \*

### *Zeithistoriker und Erinnerungsschreiber*

Bekanntlich haben Zeithistoriker in Zeitzeugen ihre größten Feinde. Biographen sind ihnen suspekt und politische Memoirenschreiber ein Greuel. Dies vor allem, wenn sie etwa – wie der frühere sozialdemokratische Finanzminister Alex Möller – nicht weniger beanspruchen, als gleich eine Gesamtdarstellung der Nachkriegsgeschichte zu schreiben. Andererseits wollen Historiker alles mögliche über prominente Zeitzeugen erfahren und schätzen für stille Stunden kaum etwas mehr als die Lektüre von Lebenserinnerungen fremder Menschen. Sie erscheint ihnen zeitgeschichtlich um so interessanter, je tiefere ‘vertrauliche’ Einblicke sie ihnen vermittelt. Erst diese zeit-

---

\* Aus der „Erinnerungsliteratur“ wird besprochen: Hans Apel, *Der Abstieg. Politisches Tagebuch eines Jahrzehnts*, Stuttgart 1990; Egon Bahr, *Zu meiner Zeit*, 2. Aufl. München 1996; Willy Brandt, *Links und frei. Mein Weg 1930-1950*, Hamburg 1982; ders., *Über den Tag hinaus. Eine Zwischenbilanz*, Hamburg 1974; ders., *Begegnungen und Einsichten. Die Jahre 1960-1975*, Hamburg 1976; ders., *Erinnerungen*, Frankfurt a.M. 1989; Horst Ehmke, *Mittendrin. Von der Großen Koalition zur Deutschen Einheit*, Berlin 1994; Erhard Eppler, *Komplettes Stückwerk. Aus fünfzig Jahren Politik*, Frankfurt a.M./Leipzig 1996; Georg Kronawitter, *Was ich denke*, München 1996; Alex Möller, *Genosse Generaldirektor*, München/Zürich 1978; Annemarie Renger, *Ein politisches Leben. Erinnerungen*, Stuttgart 1993; Harry Ristock, *Neben dem roten Teppich. Begegnungen, Erfahrungen und Visionen eines Politikers*, Berlin 1991; Helmut Schmidt, *Menschen und Mächte*, Berlin 1987; ders., *Die Deutschen und ihre Nachbarn. Menschen und Mächte II*, Berlin 1990; Klaus Schütz, *Logenplatz und Schleudersitz. Erinnerungen*, Berlin/ Frankfurt a.M. 1992; Hans-Jochen Vogel, *Nachsichten. Meine Bonner und Berliner Jahre*, München 1996; Heinz Westphal, *Ungefährdet ist Demokratie nie. Erlebnisse und Erfahrungen mit deutscher Zeitgeschichte*, Düsseldorf 1994; ders., *Jugend braucht Demokratie. Demokratie braucht Jugend. Mein jugendpolitisches Engagement 1945-1974. Erinnerungen*, Rostock 1994; Hans-Jürgen Wischnewski, *Mit Leidenschaft und Augenmaß. In Mogadischu und anderswo. Politische Memoiren*, München 1989.

Vgl. ferner Anke Fuchs, *Mut zur Macht. Selbsterfahrung in der Politik*, Hamburg 1991; Regine Hildebrandt, *Wer sich nicht bewegt, hat schon verloren*, 2. Aufl. Bonn 1997; Reinhard Höppner, *Segeln gegen den Wind. Texte und Reden*, Stuttgart 1996; Renate Schmidt, *Mut zur Menschlichkeit*, München 1993; Heide Simonis, *Kein Blatt vorm Mund. Für eine aktive Bürgergesellschaft*, Hamburg 1997; Manfred Stolpe, *Sieben Jahre, sieben Brücken. Ein Rückblick in die Zukunft*, Berlin 1997.

überschreitende Vertraulichkeit sichert Vertrautheit mit vergangenen Zeiten. Nicht nur Klassen – auch Klatsch macht Geschichte aus.

Zudem: Verhält es sich mit dem Politiker nicht genauso wie mit dem Schriftsteller? Ist nicht auch hier die Biographie – so liebe sich mit Klaus Harprecht nur scheinbar ironisch fragen – der natürlichste Zugang zum Werk? Und – so liebe sich ja auch fragen – offenbart sich das Ich des Politikers nicht vielleicht eher in seiner Autobiographie als in der mühseligen Rekonstruktion des politischen Handelns in Zeiten der Politikverflechtung, Entscheidungssegmentierung und Machtinflation, in denen vorgegebene historische Kontinuitäten, eigensinnige Institutionen, undurchdringliche Strukturen, große Prozesse und natürlich die Wechselfälle des Lebens (Kontingenz!) ein unauflösliches Knäuel bilden?

Zumeist werden die Historiker jedoch enttäuscht. Der vom Verlag aufwendig angekündigte historische Schlüsselloch-Roman eines „Staatsmannes“ entpuppt sich dann als schlechte Mischung aus Legendendichtung und altväterlich-umständlichem Raisonement über Zukunftsprobleme, für die der Schreiber meint, schon aufgrund seines außergewöhnlichen Erfahrungsschatzes die richtigen Rezepte parat zu haben. Die lassen sich leicht verordnen, wird er sie doch kaum mehr erleben müssen (jedenfalls wird er nicht mehr die politische Verantwortung zu übernehmen haben). Kaum etwas wird enthüllt, was nicht vorher schon in irgendeiner Zeitung oder einem Hamburger Magazin zu lesen war, kaum ein Plan bekannt, der in der Schublade geblieben ist. Statt dessen werden aus gut gemeinten Erinnerungsberichten prätentiose Rechtfertigungsschriften, kleinliche Abrechnungen und eitle Selbstbilder.

Jedoch: Politische Autobiographien, obwohl mit Vorsicht zu genießen, gefallen dem Publikum. Der Grund hierfür ist banal: Der Mensch interessiert sich für den Menschen, insbesondere für diejenigen, die es zu etwas gebracht haben. Schon das muß dem wissenschaftlichen Publizisten zu denken geben. Die Haßliebe des Historikers zum Autobiographen rührt jedoch daher, daß jener nicht nur Geschichte machte, sondern sich nun auch noch die Freiheit nimmt, sie selbst zu erzählen und nach den eigenen Kriterien zu

ordnen. Er darf nicht nur subjektiv, parteiisch, partikularistisch, voyeuristisch Geschichte schreiben, es wird von ihm geradezu erwartet, ja verlangt. Dies alles sollte der Leser bedenken, wenn er Historiker über politische Erinnerungen und Autobiographien urteilen sieht.

*„... erzählen, wie es gewesen ist...“ (Heinz Westphal)*

Politische Autobiographien sind Erzählungen: Sie erzählen die Geschichte der großen Politik und die Geschichte des erzählenden Politikers. Diese aufzuschreiben ist eine günstige Form der Selbsttherapie. Bekanntlich empfahl Bismarcks Leibarzt dem alten, auf Friedrichsruh unausgefüllten Fürsten das Verfassen einer Autobiographie als Mittel gegen die Langeweile. Aber es handelt sich um mehr als um eine probate Therapie gegen die Langeweile im Alltag des politischen Pensionärs. Die Abfassung einer Autobiographie ist eine Art nachträglicher Selbstbehauptung des Autors gegen die Schnelligkeit und Vergeßlichkeit des politischen Geschäfts, gegen die Diktatur des Terminkalenders und also die nahezu völlige Inanspruchnahme durch einen Beruf, der vielen als Berufung und Fluch zugleich erscheint und irgendwann doch die bange Frage danach aufwirft, etwas anderes vernachlässigt, verpaßt oder fälschlich ausgelassen zu haben. Erinnerungen zu verfassen, ist somit ein Prozeß reflektierter, narrativer Selbstidentifikation. Wirklich gut sind solche Biographien, die dies erkennen lassen und die Autobiographie nicht in Autosuggestion und Apologetik enden lassen.

Die Memoirenliteratur sozialdemokratischer Nachkriegspolitiker behandelt im wesentlichen drei Erzählungen: Erstens die politische Erzählung von der sozialdemokratischen Politik, die ihren Aufstieg in den sechziger Jahren und ihren bis heute unerreichten Höhepunkt in den siebziger Jahren nahm, zweitens die Erzählung des eigenen gesellschaftlichen Aufstiegs und Höhepunktes des eigenen Wirkens sowie drittens eine Erzählung über die Einrichtung, die beide verband, die Partei.

## *Die Kriegsgeneration erzählt ihre Geschichte*

Die Gruppe der sozialdemokratischen Nachkriegs-Memoirenschreiber umgreift – von wenigen Ausnahmen abgesehen – die Geburtsjahrgänge der zwanziger Jahre. Es schreibt im Grunde jene Generation, die in der Weimarer Republik heranwuchs und unter der nationalsozialistischen Diktatur ihre (kurze) Jugend verbrachte. Helmut Schmidt (Jahrgang 1918), Hans-Jürgen Wischnewski (1922), Egon Bahr (1922), Heinz Westphal (1924), Hans-Jochen Vogel (1926), Erhard Eppler (1926), Horst Ehmke (1927), Klaus Schütz (1927) waren Soldaten oder – so Harry Ristock (1928) – „Arbeits-soldat“ im Reichsarbeitsdienst. Diese Kriegsgeneration prägte die sozialdemokratische Politik und dominierte die Partei nach dem Auslaufen der unmittelbaren Nachkriegszeit. Sie erbt einerseits die sozialen Chancen der im Krieg gebliebenen Altersgenossen, trug aber andererseits schwer an der Last, daran mitschuldig geworden sein, einem menschenverachtenden Regime gedient und dessen Existenz verlängert zu haben. Politisches Engagement in einer demokratischen Partei erschien da wie eine Form moralischer Wiedergutmachung gegenüber der Betätigung als Hitlerjunge oder „Hitlers Soldat“. Der Eintritt in eine Arbeiterpartei galt gerade Bürger- und Beamten-söhnen wie Hans-Jochen Vogel als besonderer Ausweis politisch-moralischer Einsicht. „Jetzt kommen die Renegaten“, kommentierte Wehner, als Ehmke ihn zum erstenmal im Bundestag aufsuchte (Ehmke, 17).

Der geschundene KZ-Häftling Schumacher schlug sie deshalb alle in Bann und zog sie früher oder später in die SPD. Die Generation der Exilanten und Verfolgten hatte ihnen stets voraus, schon auf der richtigen Seite gestanden zu haben. Ihre Nachfolger brauchten nicht erst zu beweisen, etwas Gutes getan zu haben, sie mußten es ständig tun, und deshalb begründen sie ihr politisches Engagement unisono damit, sie hätten anderen – „den kleinen Leuten“ – helfen und Probleme lösen wollen. Sie fühlten sich dabei stets der Tradition der Partei, deren Programm und deren Idee verpflichtet. Die Altvorderen dagegen brauchten keine Verpflichtung zu spüren, sie hatten die Idee in ihrer Jugend gelebt und waren für sie mit dem eigenen Leben eingestanden, sie hatten einander beigestanden und anderen geholfen, in der Emi-

gration und im Konzentrationslager. Darüber schwiegen sie im Parteilalltag, und die Jüngeren wagten nicht, genau nachzufragen. Es begründete den Respekt vor „den Alten“, vor Erler und Wehner, Kühn und Möller, Henßler und Steinhoff, während die Kriegsgeneration selbst auf solchen Respekt von den Jüngeren nicht hoffen konnte. Und es kam noch schlimmer: Die Jungen, die seit Beginn der siebziger Jahre in die Partei strömten, forderten sie noch offen heraus (was sie gegenüber ihren Vorgängern niemals gewagt hatten) und identifizierten sich eher mit Brandt als mit Schmidt, respektierten eher den ruppigen „Onkel“ als den alerten Schiller, interessierten sich mehr für die illegale Arbeit unter dem Hakenkreuz als für die mühselige Wiederaufbauarbeit nach dem Krieg.

Aufgrund dieser Erfahrungen machte die Kriegsgeneration nicht zufällig zwei Dinge zur Chefsache und persönlichen Angelegenheit: das Knüpfen von Verbindungen zu Israel und die Aussöhnung mit Polen und der Sowjetunion. Kein Memoirenschreiber, der hier nicht sein besonderes Engagement hervorhebt. Auch deshalb betrieb die Partei die Neue Ost- und Entspannungspolitik: Sie folgte Brandt und Bahr (trotz mancher, teilweise erheblicher Bedenken in der Partei) seit 1968, eben weil sie sich ihrer besonderen persönlichen Verantwortung bewußt war. Daß aber nicht nur die Bundesrepublik, sondern auch andere Länder von der Kriegsgeneration regiert wurden, wird schlaglichtartig deutlich, wenn man liest, wie Schmidt und Breschnew gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen zuerst die bitteren Kriegserinnerungen austauschten (Schmidt, Menschen und Mächte I, 15 f.). Die sozialdemokratische Kriegsgeneration war – und wer wollte es ihr verdenken? – pragmatisch, ideologisch anti-ideologisch, machtbewußt und – als sie in die Regierungsämter und Spitzenfunktionen drängte – im innerparteilichen Spektrum auf dem starken rechten Flügel zu finden (eine Ausnahme bildet Harry Ristock, der auf seine Weise bestätigt, daß die Sechziger und Siebziger nicht die Jahrzehnte der Linken waren).

Für die rechte Mehrheitsströmung steht unter den Autobiographen vor allem eine Frau. Annemarie Renger, in die Arbeiterbewegung hineingeboren, engste Mitarbeiterin, Vertraute und Betreuerin Schumachers, verkörperte die stilbildende Mischung aus technokratischer Modernität und politischem

Konservatismus. In ihrer – übrigens informativen, denn man erfährt neues über Schumacher, und außerordentlich gut geschriebenen – Autobiographie begegnet sie dem Leser zunächst vor ihrem früheren Amtssitz mit zwei an die Leine gelegten, stattlichen Bulldoggen (Staatsmänner vor ihr waren noch mit einer Dogge ausgekommen). Sodann offenbart sie nach der Erzählung ihrer Kindheit, Jugend und Zeit mit Kurt Schumacher die Momente des persönlichen Triumphs, aber auch der Kränkungen, der großen Siege und enttäuschenden Niederlagen ihrer politischen Generation ungefiltert. Für die mondäne Genossin bedeutete dies der Aufstieg in die Geschäftsführung der Bundestagsfraktion und ihr Absturz aus dem Parteivorstand, der Weg in das zweithöchste Staatsamt der Bundestagspräsidentin und die Verdrängung aus der „Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen“ (AsF), deren Aktivistinnen in ihr die Karrieristin, Anti-Kommunistin und Anti-Feministin sahen. Für Renger war die Partei solange in Ordnung, wie die hemdsärmelige Seilschaft der „Kanalarbeiter“ die politische Mehrheit in der Fraktion hatte und die Ämter unter sich aufteilte. Die siebziger Jahre waren die Jahre des innerparteilichen Kampfes gegen Intellektuelle, Soziologen, Politologen und Historiker, gegen die Jusos, die Falken und die AsF, gegen Kommunisten, Achtundsechziger und Teile der zugewanderten Gesamtdeutschen Volkspartei, gegen Ökopaxe und Ideologen, gegen den „Pietcong“ (Wehner über Eppler) in den eigenen Reihen.

Doch es gab noch schlimmere Parteifreunde: Vorsitzende, die nicht richtig führten (Brandt), Opportunisten, die nicht gegen die neuen Tendenzen hielten (Ehmke) und Mitstreiter, die ins andere Lager überliefen (1982 siegte die Linke mit Vogel). Nur mühsam gelang es, über den von Vogel und Schmidt reorganisierten rechten Parteiflügel, der sich erst „Fritz-Erler-Kreis“ nannte und dann als „Seeheimer Kreis“ in die Parteiannalen einging, ein politisch-konzeptionelles Gegengewicht zur anwachsenden Linken zu schaffen. Vor allem aber ging es darum, ein Führungszentrum in der Partei abseits von Brandt aufzubauen (Ehmke, 217 f.).

Doch während die Kriegsgeneration die Entspannungspolitik durchsetzte, den Sozialstaat ausbaute und ihre Laufbahn in den siebziger Jahren gemacht hatte, wurden deren Adepten zu den Opfern der neuen Verhältnisse. So em-

pfindet dies jedenfalls Hans Apel, „weißer Jahrgang“ und Zögling Schmidts, der bereits nach dem Bruch der sozial-liberalen Koalition im Jahr 1982 auf eine rasante Karriere als stellvertretender Fraktionsvorsitzender (1970), Finanzminister (1974) und Verteidigungsminister (1978) zurückblicken konnte. Er erzählt die Geschichte des eigenen Abstiegs als Marsch der SPD ins politische Abseits. Vor allem aber erzählt er die Geschichte des Verrats der „Enkel“ und ihrer Verbündeten an der politischen Leistung der „Väter“. So mußte denn auch der letzte Getreue des zweiten sozialdemokratischen Kanzlers an Vogels Hof mit dem politischen Tod bezahlen.

### *Mythos Parteivorstand*

Apel gab auf, als er 1988 bei den Wahlen zum Parteivorstand auf der Strecke blieb. Renger sieht in ihrer Nicht-Wiederwahl in das Gremium 1973 die Wasserscheide zwischen der guten und der schlechten Zeit in der Partei. Eppler berichtet stolz, dem Bundesvorstand 21 Jahre ununterbrochen angehört zu haben. Dies schafften nur wenige. Glotz fiel einmal heraus, kam jedoch nach zwei Jahren wieder. Auch dies schafften nur wenige. Brandt verweist darauf, daß auch ihm es nicht im ersten Anlauf gelang, in den Vorstand zu kommen. Schütz sah das Amt des Regierenden Bürgermeisters von Berlin beschädigt, als er bei der Vorstandswahl scheiterte. Ehmkes Erinnerungen enden mit seiner Nicht-Wahl in den Parteivorstand, dem er 18 Jahre angehört hatte. Daraus folgt: Zum Spitzenpolitiker der SPD ist erst derjenige geadelt, der diesem Gremium angehört, mag er „Super-Minister“, Bonner Staatssekretär, Parlamentspräsident, Regierender Bürgermeister, Landesvorsitzender in Baden-Württemberg oder Fraktionsvorsitzender in Nordrhein-Westfalen sein. Das heißt nicht, daß es reicht, Mitglied des Bundesvorstands zu sein, um als Bundespolitiker zu reüssieren. Ohne Zugriff auf die Ressourcen eines politischen Apparats und ohne privilegierten Medienzugang wurde (noch) nichts aus der politischen Karriere. Stiegen die Aspiranten früher in einem mühseligen Kooptationsverfahren in das sagenumwobene Führungsgremium der Partei – den „PV“ – auf, so mußten sie sich seit den sechziger Jahren den nur schwer zu kalkulierenden Launen der Delegierten und den

taktischen Finessen der Strippenzieher aussetzen. So kann man das sehen. Aus der Lage der Parteitagsdelegierten, der Vertreter der Basis betrachtet, gibt es nur hier die Gelegenheit, Belohnungen auszusprechen oder Dankzettel zu verpassen. Sie können ihre Ministerpräsidenten, Minister und Parlamentarier nur alle zwei Jahre hier abwählen oder bestätigen, zurücksetzen oder nach vorne stellen. Das macht den Kern des Mythos PV aus. Nicht die Qualität seiner Entscheidungen, seine Führungskompetenz oder sein Diskussionsniveau (über das diejenigen wissend lächeln, die ihn kennen) – es zählte vielmehr, die Klippe des Parteitages umschiffen zu haben, durchgekommen zu sein und dazu zu gehören, rein zu kommen, nicht drin zu sein.

### *Der Olymp der Partei*

Im Olymp der Partei saßen in den siebziger Jahren drei Männer, die die kollektive Führung in der Partei ausübten: Willy Brandt, Helmut Schmidt, Herbert Wehner. Der erste wurde früh totgesagt – nach dem zweiten Scheitern als Kanzlerkandidat gegen Ludwig Erhard 1965 –, doch er überlebte die beiden anderen politisch, die zeitweilig selbst nach dem Parteivorsitz geschielt hatten.

An diesen drei Männern kam und kommt keine politische Autobiographie eines sozialdemokratischen Nachkriegspolitikers vorbei. Sich in ihre Nähe schreiben zu können (oder nur zu schreiben), bedeutet, dabeigewesen zu sein. Noch nachträglich stellen sich die Autobiographen um die großen Gestalten auf wie die Kavalleriepferde beim Hornsignal. Um Brandt scharen sich Bahr und Ehmke, auch Schütz, der aber bald wieder Bonn verläßt. Hinter Schmidt stehen Renger, Westphal und Apel. Dazwischen steht Wischnewski, der Vertrauen bei Brandt und bei Schmidt genießt, was wohl eher einen seltenen Ausnahmefall darstellt. Möller steht für sich, an Wehners Seite steht niemand. Jedenfalls keiner der Memoirenschreiber. Das „Schmidt-Lager“ betrachtet ihn aber als natürlichen Verbündeten, bei den konzeptionell Denkenden scheint die Bewunderung zunächst in Respekt, dann in Furcht und Verachtung übergegangen zu sein. Wie kein anderer ist der „Zuchtmeister“ der Partei ein Meister in der Mobilisierung des Ressenti-



ments gegen den Einzelnen. Erst als dem Triumvirat die Stunde schlägt, schwimmen sich einige wenige von ihm frei. Zu ihnen zählte Vogel, der zunächst ganz unterschiedliche Hoffnungen auf sich zog, die er notwendigerweise enttäuschen mußte. Im Blick der Öffentlichkeit traten die engeren Mitarbeiter Brandts in den achtziger Jahren sukzessive nach hinten, ohne von der Bonner Bühne ganz abzutreten, auf der ihre Nachfolger in der Fraktion blaß blieben. Statt dessen begannen die „Enkel“ ihre langen und verlustreichen Siegeszüge. Zunächst eroberten sie periphere Landesverbände und Bezirke, dann die Regierungsbänke in der nächsten Landeshauptstadt, schließlich kletterte einer nach dem anderen von ihnen auf die Bühne in Bonn. Im besten Fall bescheinigen ihnen die Memoirenschreiber Talent, besonders einem, an dem sich die Geister scheiden: Oskar Lafontaine.

#### *Willy Brandt und Helmut Schmidt*

Wer einen biographischen Zugang zur Geschichte der SPD sucht, findet ihn am stärksten bei Willy Brandt. Das hat sicherlich auch etwas damit zu tun, daß er nach Bebel ihr herausragendster Vorsitzender gewesen ist. Vor allem aber bestechen seine Erinnerungsschriften durch Formwissen, Gestaltung und eine Urteilskraft, die im argumentativen Abwägen, in der Distanz zum eigenen Handeln und auch in milder (Selbst-)Ironie gründet. Dies gilt weniger für die „Begegnungen und Einsichten“, denen jedoch ein hoher dokumentarischer Wert zufällt, auch nicht gerade für die programmatisch angelegte „Zwischenbilanz“, wohl aber für die „Erinnerungen“. In „Links und Frei“, ein Buch, das die Jahre zwischen 1930 und 1950 umfaßt, kann man die Wurzeln der später zu oft unterschätzten Energie des ersten sozialdemokratischen Bundeskanzlers mit Händen greifen. Brandt erzählt die Geschichte der SPD als eine patriotische und europäische Bewegung für Freiheit, Solidarität und Gerechtigkeit aus der Perspektive des ‘anderen’ oder ‘besseren’ Deutschland, und dies ohne jede Selbstgerechtigkeit.

Verfügt der erste sozialdemokratische Bundeskanzler anscheinend mühelos über die Gabe der Souveränität, zwingt der zweite sie mehr herbei. Die „staatsmännische Selbstinszenierung“ (Ehmke, Mittendrin, 264) findet in

den Memoiren ihre Vollendung. Der Verlag kündigt „Menschen und Mächte I“ als „das große politische Buch eines Mannes an, dem es nicht um die Schnörkel der Anekdote, sondern um den Sinn der Geschichte geht“. Geschichte, das ist für Helmut Schmidt – insoweit ist der Titel paradigmatisch – strategisches Handeln von „Staatenlenkern“, konkrete Geschichte besteht aus veritablen Männerfreund- und -feindschaften. Schmidt führt den Leser nicht in die Niederungen der Parteipolitik, sondern auf die Höhen der Weltpolitik und dabei eigentlich zurück ins 19. Jahrhundert, was nur deshalb nicht auffällt, weil er sich gleichzeitig als (nach-keynesianischer) Weltökonom präsentiert. So enthält das Werk nicht nur eine Sammlung der üblichen Bilder mit den „Staatschefs“ der siebziger und achtziger Jahre und manche lehrreiche Graphiken (z.B. über den Dollarkurs zwischen 1953 und dem 1. April 1987) oder eindringliche Karten über (a) die Ausdehnung des Warschauer Paktes, (b) die russische Westexpansion zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert, (c) die russischen Expansionen nach Westen und Osten im selben Zeitraum und (d) die Ausdehnung nach Westen seit 1945, sondern auch eine instruktive kleine Weltkarte, die die Pazifikrundreise des Bundesministers der Verteidigung veranschaulicht, nebst einer genauen Auflistung des Reisewegs (inklusive Reisedauer und Flugstunden), das Ganze versehen mit der Erläuterung, dies sei eine der vielen Reisen gewesen, die Helmut Schmidt „zur Vervollständigung des Bildes von der Welt“ (419) gemacht habe.

„Menschen und Mächte II“ – so mag man annehmen – muß demgegenüber einfach abfallen, geht es doch „nur“ um „die Deutschen und ihre Nachbarn“. Der Rechenschaftsbericht des Kanzlers wird aber nicht nur noch dichter fortgesetzt, er enthält auch einen „Epilog über die Moral, welche der deutschen Politik nötig ist“, in dem Schmidt seine politische Philosophie umreißt. Ihr Kern: „Politik ist pragmatisches Handeln zu sittlichen Zwecken“.

### *Sonstige Erzählungen*

Es ist mit Sicherheit ungerecht und wahrscheinlich auch ungerechtfertigt, die Erzählungen der anderen sozialdemokratischen Nachkriegspolitiker ad-

ditiv abzuhandeln, erzählen sie doch durchaus jeweils für sich bemerkenswerte Geschichten. Hans-Jochen Vogels Rückblick etwa zeigt, daß ein Politiker sich und seine Ansichten wandeln kann, ohne sich dabei untreu zu werden. Die Leistung Vogels dabei, die Partei nach dem Abstieg des Triumvirats aus dem Olymp nicht nur zusammengehalten, sondern auch politikfähig gehalten zu haben, ist kaum zu unterschätzen. Daneben erfährt man aber auch etwas über Kleiderordnungen, also das feine System der Abstufungen: Von Frau Seebacher-Brandt ist als „einer Frau“ die Rede, „die hauptsächlich deshalb Resonanz fand, weil Willy Brandt sie einige Jahre zuvor geheiratet hatte“ (430), Heiner Geißler bleibt stets Herr Geißler, und Margarita Mathiopoulos, die Brandt zur Parteisprecherin bestellen wollte, worüber er als Parteivorsitzender bekanntlich stürzte, kommt zwar vor, aber ihr Name fällt niemals.

Vogels „Nachsichten“ erzählen aber vor allem die unglaubliche Geschichte des Weges eines bayerisch-katholischen Bürgersohns an die Spitze der Sozialdemokratischen Partei. Daß er dort ankommen konnte, hat sicherlich mit dem Strukturwandel der SPD, mit besonderen Konstellationen und glücklichen Zufällen, vor allem aber mit loyalen Dauereinsatz für die Partei, mit Fleiß, Geschick und Leistung zu tun. Als die „Enkel“ das Panier endlich in der Hand hielten, waren es vor allem die Jüngeren in der Partei, die der Ära Vogel nachtrauerten und die Parole ausgaben, „Leistung muß sich wieder lohnen – auch in der SPD!“.

Horst Ehmke schreibt die Geschichte des bürgerlichen Intellektuellen, den es in die SPD verschlagen hat und der sich plötzlich an den Schalthebeln der Macht wiederfindet (wofür er freilich auch einiges getan hat). Der „Renegeat“ ist ein guter Beobachter. Wer einen Blick in die Eigenarten und Eitelkeiten des Brandtschen Kabinettsrunde werfen will, kann dies bei Ehmke tun, der sich den „großen Gestalten“ der Partei mit Witz und dennoch urteilssicher auf gleicher Augenhöhe nähert.

Egon Bahr („Hier meldet sich eine Quelle zu Wort“!, 11) erzählt uns die Geschichte der Neuen Ostpolitik aus einem Guß. Das weckt Zweifel. Gleichwohl, die Erinnerungen bestechen durch unvergleichliche analytische Schärfe, konzeptionelle Stringenz und logische Urteilsbildung. Das mag

man als (nach)konstruiert empfinden, aber an dieser „Quelle“ wird kein Zeithistoriker vorbeikommen, schon gar nicht, wenn er Gegenteiliges beweisen will.

In die Rubrik „sozialdemokratisches Urgestein“ fallen die Arbeiten von Ristock, Westphal und Wischnewski. Für Harry Ristock – so erfährt man – war es vor allem wichtig, dabei zu sein, egal, worum es eigentlich ging. Denn das vor allem machte für ihn Politik aus: Freunde zu haben, Begegnungen zu organisieren, Gespräche zu führen. Ohne diese Marketender der Parteitruppe wäre die SPD nicht recht von der Stelle gekommen, mit ihnen allein hätte sie nichts bewirkt.

Heinz Westphal ist endlich der klassische Arbeiterjunge aus Berlin, der es zu etwas gebracht hat: einige Monate im letzten Kabinett Schmidt und Vizepräsident des Deutschen Bundestages, dabei immer ein beständiger Parlamentarier mit viel Bodenhaftung im mühselig eroberten Wahlkreis, der genau wußte, was er wieder verlieren konnte. Seine Erinnerungen, die zu einem guten Teil aus Anekdoten, Reiseerzählungen von Rumänien bis Zimbabwe, der Dokumentation eigener Reden und dann noch den ausufernden „Gedanken über die Unvollkommenheit des/der Menschen“ bestehen, sind gut gemeint, aber kaum zu lesen. Westphal – so ist man nach langer Lektüre geneigt auszurufen – benötigt keine Autobiographie, er verdient einen anständigen Biographen!

Das ist nicht so bei 'Ben Wisch', dem „Helden von Mogadischu“, der ohne Umschweife und präzise über sein politisches Leben informiert und dabei ein plastisches Resümee zieht, über das sich diskutieren läßt. Außerdem hält er noch einen Brief an seinen Nachfolger im Kölner Wahlkreis bereit. Die Empfehlung eines „besonders wirtschaftsfreundlichen Mannes“ lautet, sich vor den „Repräsentanten der Wirtschaft“ zu hüten, da sie einen nur für interessant hielten, wenn man in der Regierungspartei sitze. Neben dieser und weiteren Warnungen macht Wischnewski dem Nachfolger jedoch auch Mut. Anders als Apel kann er mitteilen: Das eben sei das Großartige an dieser Partei, sie ertrage nicht nur jemanden wie ihn, sondern trage diesen auch noch.

Das gleiche läßt sich über Erhard Eppler sagen. Wie kaum ein anderer politischer Autobiograph räumt er ein, sich im Laufe seiner politischen Laufbahn gewandelt zu haben – um (so scheint es mir jedenfalls) am Ende doch wieder der zu sein, der er vorher war. Ein „GVPLer“ und „Godesberger“, besessen von der Sache, verliebt ins programmatische Gelingen, Deutschland als Ganzes im Auge. Eppler gibt auch vor, keine politische Autobiographie zu Papier gebracht zu haben, aber es ist natürlich eine, vielleicht sogar die eindringlichste. Er räumt ein, erst zu spät begriffen zu haben, daß Politik nur zu zehn Prozent aus Programmen, aber zu neunzig Prozent aus Personen besteht. Er betont, daß sein Erfahrungsbericht keine Antwort auf die Erinnerungen der Kollegen Ehmke, Apel oder Genscher werden sollte. Es handelt sich dennoch über weite Strecken um eine Replik auf die Politik Helmut Schmidts und bildet den verständlichen, aber natürlich politisch sinnlosen Versuch, sich gegen das Etikett des moralinsauren Moralisten erfolgreich zur Wehr zu setzen. Ein Politiker kann sein Image nicht einfach wechseln, so falsch und ungerecht er es auch empfinden mag. Bestenfalls kann er es verstärken oder abschwächen. Vogel steht zu seinen Klarsichthüllen, Wischnewski zur Expertenschaft im „Gegrummel“, Eppler nicht zur Gesinnungsethik. Wie der kommunistische Renegat vergeblich beteuert, der bessere Kommunist zu sein (was die wahren Kommunisten um so mehr aufbringt), beteuert Eppler, der bessere Pragmatiker gewesen zu sein.

Wie auch immer man jede einzelne Erzählung für sich beurteilen mag, so läßt sich ein wesentlicher, allgemeiner Befund nicht in den Hintergrund drängen. Die Kriegsgeneration hat die Erfolgsgeschichte der SPD geschrieben. Das macht sie auch für Historiker so unwiderstehlich.

PS: Was ist mit der Flut politischer Flugschriften, die SPD-Politiker und -Politikerinnen zumeist pünktlich vor Wahlen versenden und in denen sie mit ihrer Person (und deren Geschichte) um Anerkennung und Zustimmung werben? Also mit Regine Hildebrandt, „Ich weiß, wovon ich rede“; Heide Simonis, „Bummel über den politischen Trödelmarkt“; Renate Schmidt, „Worum es geht, und worauf es ankommt“; Georg Kronawitter, „Nicht den Mund halten“; Reinhard Höppner, „Ich glaube an Jesus Christus“; Anke

Fuchs, „Über die Geschichte reden“; Manfred Stolpe, „Auf Preußens Spuren“ – so eine, zugegebenermaßen voreingenommene, Auswahl einschlägiger Buchkapitel. Einer, der sie (fast) alle gelesen hat, empfiehlt: liegenlassen und auf die Autobiographien warten!

*(Karsten Rudolph)*

### **III. BERICHTE AUS DEM INSTITUT**

#### **Mitteilungen aus der Bibliothek**

Das Personal der Bibliothek (4 Planstellen) konnte in den letzten beiden Jahren durch Hilfskräfte verstärkt werden. Die Benutzerzahlen haben sich in diesem Zeitraum erfreulich entwickelt. Von 3.139 Benutzerinnen und Benutzern im Jahre 1996 stieg die Zahl im Jahr 1997 auf 4.439.

Der Bestand der Bibliothek betrug Ende 1997 135.900 Bände, 183 Zeitschriften werden laufend gehalten. Der jährliche Zugang beträgt etwa 3.000 Bände, für die Literaturbeschaffung standen 1997 ca. 40.000 DM für Monographien und 6.000 DM für Zeitschriften zur Verfügung. Die klassischen länderbezogenen Anschaffungsgebiete der Bibliothek – soziale Bewegungen, Arbeiterbewegungen, Gewerkschaften, soziale Lage der Arbeiterschaft, sozialistische und kommunistische Organisationen – konnten im Bereich der Sozialgeschichte und der Sozialstruktur sozialer Bewegungen erweitert werden. Es wurden verstärkt Arbeiten zur vergleichenden Analyse sozialer Bewegungen, zur Regional- und Arbeitergeschichte, zur Sozialpolitik in der deutschen und internationalen Entwicklung, zur Geschichte und zum Wandel der Arbeitsbeziehungen erworben. Des weiteren seien Titel zur Geschichte und Struktur des gescheiterten Staatssozialismus und seiner Parteiorganisationen, zur Geschichte der Arbeiterschaft in der DDR sowie zur Parteienforschung, zur Erforschung der internationalen Migration und zur Urbanisierung genannt.

1997 konnten mit 24.000 DM Sondermitteln Mikrofilme beschafft werden, die viele Lücken im Zeitungsbestand der Bibliothek schlossen. Darüber hinaus wurden hierdurch, soweit für die Benutzung Mikrofilme bereitstehen, die Altbestände der Bibliothek geschont.

Seit Januar 1998 werden die eingehenden Monographien mit dem EDV-Bibliothekssystem Allegro katalogisiert. Die Retrokonvertierung der Altbestände wird für die Zukunft eine wichtige Aufgabe sein.

Die Bibliothek des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung wird voraussichtlich Ende 1998 zusammen mit der Bergbau-Bücherei Essen in das neue „Haus der Geschichte des Ruhrgebiets“ umziehen. Dies wird zur Herausbildung einer umfangreichen Fachbibliothek (ca. 550.000 Bände) über Wirtschaft, Gesellschaft und Geschichte montanindustrieller Ballungsregionen führen.

*(Robert Lederer)*